Protestantenblatt

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

36. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes“. 7. Jahrgang des „Protestant“.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben durch **R. Emde** (Bremen) und **M. Fischer** (Berlin).

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten (Postzeitungs-Katalog Nr. 6244 a), sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie auch der Verleger entgegen.
(Bei direkter Zusendung unter Kreuzband kommen zum Abonnementspreis noch 40 Pfg. Porto-Auslagen pro Quartal hinzu.)

Anzeigenpreis pro 4 gespaltene Petitzeile .... 30 ₰
do. „ 2 „ Reklamezeile (direkt unter dem redaktionellen Teil) .... 80 ₰
Rabatt dem Umfang des Auftrags entsprechend. — Inserate nehmen außer dem Verlag, sämtliche Annoncenexpeditionen entgegen.

Erscheint jeden Sonnabend. **Nr. 14.** Vierteljahrspreis 1 ℳ. 50 ₰

Berlin 4. April 1903 **Bremen.**

Inhalt: „Weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst!“ Von H. Freytag. — Nietzsche — Prophet oder Philosoph? Von Pfannkuche. — Ein alter Kämpe der Orthodoxie. Von F. Lipsius. — Babel und Bibel. Von O. Veeck. — Kirchliche Nachrichten. — Anzeigen.
Feuilleton: Lätare-Erinnerungen. Von M. F.

„Weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst!“

Luk. 23, 28.

Die ungerechteste Verurteilung ist erfolgt. Der Landpfleger war gewissenlos genug, den Unschuldigen der wahnsinnigen Wut seiner Feinde preiszugeben. Schnell ist das martervolle Kreuz zurechtgezimmert: Da, Zimmermannssohn, nun trag' deine Schande, nun trag' den Schandpfahl, an welchen man dich hängen wird. Stumm wie ein Lamm zur Schlachtbank wandelt der Herr. Nur einmal öffnet sich unterwegs sein Mund. Den Töchtern von Jerusalem gilt es: „Weinet nicht über mich.“

Warum untersagte es Jesus jenen Frauen, ihn zu beweinen? Mußte es ihm nicht wohltun, daß ihm bei soviel Unmenschlichkeit ein menschliches Rühren begegnete, daß ihm doch da und dort unter lauter Larven eine fühlende Brust entgegenschlug? Jesus war auf jenem Todesgange für die Außenwelt wie abgestorben, er lebte nur noch in Gott. Sein einziges Wort, es war das an jene Frauen gerichtete. So blieben denn ihre Tränen nicht ohne Eindruck auf ihn; er schenkte ihnen Beachtung. Gewiß, jene weiblichen Beileidsbezeugungen haben den Herrn nicht gleichgültig gelassen, etwas haben sie ihn doch gefreut; und auch wir freuen uns jetzt noch zur Ehre des menschlichen Geschlechtes, daß wenigstens dies Tränenbächlein damals geflossen ist in der sonst so traurigen Wüste menschlicher Bosheit. Haben wir es aber auch verlernt, beim Anblick des Gekreuzigten zu weinen, so muß doch auch unser Herz noch weich werden angesichts seiner Marter und Pein. Unser Wohltäter, und doch wie ein Missetäter behandelt, unser Friedensstifter, und doch wie ein Störenfried an den Pranger gestellt. Ja, es wäre und es war zum Weinen. Trotzdem bat Jesus jene Frauen ausdrücklich, daß sie ihre Tränen über ihn einstellen möchten. Vielleicht, daß er damit sagen wollte: ihr macht mir das Herz schwer, darum höret lieber auf zu klagen. Wenn ein Soldat in den Krieg rückt, dann bittet er wohl auch seine Eltern: Haltet an mit Weinen; eure Klagen zerreißen mir das Herz, das kann ich jetzt nicht brauchen; schon wenn jemand in die Fremde zieht, dann ist es ihm lieb, wenn seine Angehörigen in der Trennungsstunde gefaßt sind und ihm den sauren Abschied nicht erschweren. Jesus aber ging vollends in den offenkundigen Tod hinein, da dünkte es ihm notwendiger, sich zu sammeln statt sich durch Wehgeschrei aufregen zu lassen. Heiliger Schmerzen voll sehnte er sich nach Stille. Auch jetzt tut noch manchmal eine stille Teilnahme wohler als ein geräuschvolles Beileid. Auch jetzt brechen noch manchmal heilige Schmerzen über einen Menschen herein, da man wehren möchte: O rühret, rühret nicht daran. „Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich“; der das einst gesprochen hat, war zugleich aber der größte Menschenkenner, den es je gegeben. Er kannte die Menschenherzen, die heute zum Zerfließen sind wie die Wasserbäche, und morgen sind sie zu Eis gefroren. Er kannte die Menschennatur, die heute von Mitleid überströmt, und morgen ist sie tränenleer wie eine ausgetrocknete Quelle. Wie hatte er's kurz zuvor erfahren müssen im engsten Jüngerkreis: des Judas Verrat und trotz aller Liebesbeteuerungen die Verleugnung durch seinen Petrus! Ihr Töchter Zions, schenkt euch eure Tränen, oder wollt ihr besser sein als die anderen? Es hat mancher nahe ans Wasser gebaut und hält sich deshalb für besonders gutmütig. Er irrt sich; mit verschwommenen Gefühlen ist nichts getan. Solange unsere Gefühle nicht auf festem, gediegenem Grunde ruhen, was haben die flüchtigen Wellen für Wert, die sich an der Oberfläche kräuseln? Jesus war nichts weniger als ein Gefühlsschwärmer; er war ein Mann der entschlossenen That. Er bedankt sich bei jenen Frauen für ihre Zähren, zugleich aber bittet er sie, dieselben zu trocknen, weil er ihres Mitleides nicht bedarf. Damit sind wir erst zur eigentlichen Höhe des Gedankens emporgestiegen: Jesus will nicht bedauert sein. Die Irdischen sehen nur, was vor Augen ist; er aber weiß sich vielmehr auf dem ehrenvollsten Gange. Er hat sein Leben geschätzt und hat es ausgekauft; er hat niemals den Tod gesucht; nun er aber unvermeidlich geworden, geht er ihm unerschrocken entgegen, weil er Gottes Willen darin verehrt. In vollendetem Gehorsam gegen seinen himmlischen Vater schreitet er dahin, erhobenen Hauptes, erhabenen Mutes. Alle bittere Qual wird in ihm überwunden durch die süße Gewißheit: ich gehe auf in Gottes Willen, ohne Widerspruch und ohne Rest, aber nun und nimmermehr gehe ich unter, wie es meine Feinde triumphierend wähnen. Der Gang nach Golgatha bedeutet für mich keinen Untergang, sondern einen Aufgang in die Höhe. Weinet nicht, ihr teilnehmenden Seelen; siegesfroh rüstet sich unser Held zum letzten Todeskampf. Für die Wahrheit und für die Freiheit hat er von jeher gekämpft und dadurch sich den tötlichen Haß der falschen herrschsüchtigen Priesterschaft heraufbeschworen; um der Menschen willen, denen er jene himmlischen Schätze bringen wollte, hat er gestritten und gelitten; nun erfüllt er auch noch seinen eigenen Ausspruch: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde.“ Unter die goldene Handschrift seines Lebens setzt er das rote Siegel seines Todes; mit ihm setzt er seinem Tagewerke die Krone auf. Weinet nicht, ihr Töchter von Jerusalem, und wenn ihr weinen

wollt, so seien es Freudentränen. Bewunderung verdient er, den ihr beklagt, Preis und Verehrung. Der Ort der Kreuzigung wird für ihn zum Feld der Ehre; die unheimliche Schädelstätte zur heiligen Wahlstatt. Sterbend siegt der unvergleichliche Held und erringt sich die höchste Seligkeit, die kein Mund kann aussagen.

Apolda. H. Freytag.

Nietzsche — Prophet oder Philosoph?

Unter dem Titel „Nietzsche als Philosoph" hat kürzlich Professor Dr. Hans Vaihinger, der bekannte Herausgeber der „Kantstudien", ein Büchlein hinausgehen lassen, *) das in der immer mehr anschwellenden Nietzscheliteratur Beachtung verdient. Wer Vaihingers Buch in die Hand nimmt, in der Hoffnung, neue Gesichtspunkte zum Verständnis Nietzsches zu finden, wird gewiß nicht enttäuscht werden. Dennoch fordert Vaihinger nicht nur in einzelnen Punkten, sondern in der Gesamtauffassung zum entschiedensten Widerspruch heraus. Otto von Leixner hat bereits in der „Tägl. Rundschau" (Beilage 1902, Nr. 103) mit Recht gegen Vaihinger den Einwand erhoben, er habe uns „einen intellektuellen Nietzsche" gegeben, das sei aber nicht der Nietzsche, der die Welt in Erregung versetzte. Noch besser kommt die Differenz in der Frage zum Ausdruck: Philosoph oder Prophet (Dichter, Künstler)? Für mich hängt eine positive Würdigung Nietzsches geradezu davon ab, daß ich ihn als Philosophen ablehne. Als Philosoph bedeutet er mir nichts weiter wie eine Kuriosität. Als prophetische, „an- und aufregende" Macht habe ich ihn in steigendem Maße schätzen gelernt. Mit dieser Anschauung stehe ich keinegswegs allein. Kaftan sagt einmal: „das ist das Verbrechen der Anhänger Nietzsches an ihm selbst und an seinen Schriften, daß sie einen Philosophen aus ihm machen wollen." Der Greifswalder Philosoph Stock spricht von ihm als einem „philosophisch Naiven" und Alois Riehl urteilt in seinem trefflichen Buche („Nietzsche der Künstler und Denker"): „Nietzsche ist ein Künstler, den man mit einem Philosophen verwechseln könnte."

Vaihinger legt umgekehrt Wert darauf, Nietzsche als Philosophen auffassen zu dürfen. Er will „die anscheinend ordnungslos zerstreuten Splitter, die disjecta membra" der Nietzscheschen Gedankenwelt oder Philosophie — beides erscheint nach Vaihinger als gleichbedeutend — „in ein streng konsequentes System" bringen, ohne „die Voraussetzungen, auf welche Nietzsche seine bunte und krause Gedankenwelt aufbaut, selbst einer Kritik zu unterziehen, und die daraus gezogenen Konsequenzen als maßlos aufzudecken." Gerade Vaihingers Buch zeigt aber wieder, daß Nietzsche überall die systematischen Fesseln, die man ihm anlegt, sprengt. Was Vaihinger uns bietet, ist im Grunde auch nicht eigentlich eine „Systematisierung" der Nietzscheschen Gedankenwelt: er zeichnet uns feine Hilfslinien — gleichsam ein Kartennetz — um in das anscheinend chaotische Gewirr der Nietzscheschen Ideenwelt für den Beschauer Ordnung zu bringen, um diesen zu orientieren. Daß diese Hilfslinien eingetragene und nicht aus dem Gegenstande herausgewachsene sind, tritt um so schärfer hervor, als der Verfasser mehr logisch wie psychologisch zu Werke geht.

Einleitend weist Vaihinger drei Einwände zurück, die seiner Art der Behandlung entgegenzustehen scheinen. Mit Recht wendet er sich gegen die Meinung, Nietzsche sei ein bloßer Modeschriftsteller, es lohne sich nicht, sich mit einer solchen ephemeren Erscheinung abzugeben; ebenso, Nietzsche sei ein kranker Geist und deshalb nicht ernst zu nehmen. Ist aber dem gewichtigsten Einwande: „Nietzsche ist gar kein Philosoph" damit schon der Boden entzogen, wenn man die angebliche Begründung dieses Einwandes: „denn er hat kein zusammenhängendes und vollständiges System der Philosophie aufgestellt" als pedantisch bezeichnet? Es ist keineswegs der Mangel des Systematischen, weshalb viele Nietzsche nicht, oder doch nicht in erster Linie als Philosophen behandelt wissen möchten. Es ist das, was Nietzsche selbst positiv als seine Art und seine Aufgabe treffend bezeichnet in seiner bekannten Definition des Philosophen, mit der Vaihinger sich leider nicht auseinandergesetzt hat. Vaihinger weist darauf hin, daß auch Rousseau kein „System" der Philosophie aufgestellt habe: „und doch haben seine Ideen die europäische Philosophie aufs stärkste beeinflußt." Gewiß, aber man täte Rousseau Eintrag, wenn man ihn ausschließlich im Rahmen der Philosophiegeschichte be-

*) Berlin 1902. Reuther & Reichardt. 105 Seiten. Preis 1,50 M.

Lätare-Erinnerungen.

Lätare!

Wie kann doch manchmal jahrelang ein Tag, an den sich eine besondere Erinnerung knüpft, kommen und gehen, ohne daß jene Beziehungen und die Bilder, die dazu gehören, im Gedächtnis auftauchen. Und dann wieder einmal steht alles so frisch und deutlich vor Augen, als hätte man es eben wieder erlebt, oder sollte es eben wieder tun.

So ist es mir diesmal mit dem Lätare-Sonntag ergangen, und wenn ich nun hier davon erzähle, so geschieht's, weil vielleicht dem einen oder andern Leser damit gedient ist — auch zur Erinnerung.

„Sommer-Sonntag" — so hieß — und heißt wohl noch — der Sonntag Lätare in meiner schlesischen Heimat, und eine Kinderfreude war er, die Kinderwelt brachte er in Bewegung.

Wir waren dabei natürlich sehr wenig bekümmert um die Berechtigung und geschichtliche Begründung seiner Gebräuche, und die seltsamen Verbindungen in ihnen fielen uns nicht weiter auf. Genug, daß wir uns umtun mußten nach einem „Sommer" d. h. einem Fichten-, Tannen- oder Kieferbäumchen — auch ein größerer Zweig mußte wohl genügen, wenn er nur noch einige Verästelung an sich hatte —; und es war nicht immer leicht, sich einen solchen zu verschaffen, ohne in Schwierigkeiten mit Waldhütern und dergl. zu kommen, die dann manchmal daheim noch ein Nachspiel hatten. Denn unser Grundsatz, daß die Notwendigkeit des Besitzes alle Wege zur Erlangung heilige, wurde nicht immer anerkannt. Indessen, wenn er dann nur da war, der „Sommer". Und wenn es nur mit der Sammlung kleiner Bildchen gut gegangen war, mit denen er behangen sein mußte; wozu auch das Geschäft des Aus- und Eintauschens gehörte, was man „käupeln" nannte und das häufig bei den Eltern sich auch nicht des Ansehens erfreute, das ihm wegen seiner vornehmen griechischen Abkunft doch gebührte. Es gingen freilich dabei manchmal Dinge in den Austausch, die unbegreiflicherweise unendlich viel mehr wert sein sollten, als der Eintausch. Und schließlich handelte es sich gar noch darum, ob man überhaupt „zum Sommer gehen" durfte. Denn das hieß eigentlich mit andern Kindern scharenweis „über die Grenze" d. h. in Nachbardörfer ziehen, um vor den Thüren zu singen, und für manche Eltern mochte das ja wohl sein Bedenkliches haben, aber auch für Kinder? Wir durften das nun freilich nicht mitmachen, sondern nur innerhalb des Dorfes und nur zu einige Bekannten, namentlich zu den Paten, gehen, und auch nicht früh morgens, sondern hübsch ordentlich nach dem Gottesdienst. Aber auch das Vorbereiten der Austeilung an die „Sommerkinder", früh morgens, wenn's noch graute, und dann das Austeilen selbst hatte seinen Reiz. Brezeln wurden ausgeteilt, Schaumbrezeln und Salzbrezeln, je nach der Bekanntschaft oder Fremdheit, aber auch Eier, bunt gekocht mit junger Saat oder mit Zwiebelschalen, und auch Stücke Brodes an ganz Dürftige.

Da kamen sie denn an, truppweise, paarweise, einzeln, sangen ihre „Sommerlieder", die auf den Hausherrn, die Hausfrau, die Kinder des Hauses und ihr Ergehen Bezug hatten — es soll gleich davon noch näher berichtet werden — empfingen ihre Gaben, ließen den „Sommer" bewundern und zogen weiter — alles in den ersten Morgenstunden, denn zum Beginn des Gottesdienstes sollte es beendet sein.

Das „Sommer-Gehen" ist ein Überrest der Frühjahrsfeiern unserer heidnischen Väter. Es verbinden sich damit stellenweise auch Bräuche negativer Art, die gegen den Winter

trachten wollte. Was ist Rousseau neben Kant? Aber wiederum, was ist Kant neben Rousseau, dem Kulturpropheten? Ist der Unterschied nur der, daß „der deutsche Nebelphilosoph“ in den Wolkenhöhen grauer Theorie stecken bleibt, während der Franzose als der philosophische Praktiker anzusehen wäre? Nein, beide arbeiten mit ganz andersartigen Mitteln, auf ganz andersartigem Boden, mit ganz andersartigen Zielen, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß ihre Arbeitskreise sich mannigfach berühren, daß sie sich gegenseitig beeinflussen und befruchten. Aber im Grunde gehören sie doch in verschiedene Schubfächer der wissenschaftlichen Registratur. Euken spricht einmal den Wunsch aus nach Herstellung eines engeren Zusammenhanges der Philosophie mit dem allgemeinen Leben. Nun wohl! Woher kommt denn Nietzsche? Wo findet er seinen Resonanzboden? Darüber scheint mir eigentlich kein Zweifel möglich. Nicht uninteressierte Wahrheitsfragen, sondern brennende Lebensfragen veranlassen ihn zum Aufbau seiner Gedankenwelt, oder besser: zu seinem himmelstürmenden Gedankenfluge.

Die Frage ist wichtig genug, um einmal eingehend erörtert zu werden. Ich greife deshalb noch ein schärfer in die Augen springendes Beispiel heraus. Wer hat entscheidender eingewirkt auf den Gang der philosophischen Wissenschaft, als der große Prophet von Nazareth? Und doch, was ist er als Philosoph? Man kann seine Gedanken in ein System bringen — leider Gottes hat man's mehr wie genug getan! — man kann ihre Wurzeln aufdecken, ihre Konsequenzen aufzeigen mit den Mitteln der Wissenschaft — das alles ist eine mögliche und notwendige Arbeit. Aber ins Zentrum dieser machtvollen Persönlichkeit führt das alles nicht, der Prophet sprengt alle Systeme und Dogmen; denn er ist pulsierendes Leben, fortwirkendes Leben nach dem Maße seiner subjektiven Kraft, seiner Leidenschaft, der psychologischen — nicht logischen — Gewalt seiner Gedanken. Etwas unmittelbar Sprudelndes, Intuitives, Gefühlsmächtiges, den Willen Erregendes gibt hier den Ausschlag. Da sind alle Beweise und Widerlegungen — bis zu einem gewissen Grade wenigstens — deplaziert. Der wissenschaftliche Apparat versagt, das Leben ist stärker als die Lehre: der Geist weht wo er will. Man vergleiche einmal die feine Skizze, die Euken vom philosophischen Standpunkte aus in seinen „Lebensanschauungen großer Denker“ vom Christentum gibt — in ihrer Art ein Meisterstück — mit der dem Gegenstande wirklich kongenialen Darstellung Harnacks in seinem „Wesen des Christentums“, — und man wird den charakteristischen Unterschied sofort herausfühlen.

Es gibt eben Denker, große Denker, die keine Philosophen sind, denen man nicht voll gerecht wird, wenn man ihre Gedankenwelt systematisch ordnet. An einer philosophischen Betrachtung und Beurteilung seiner Lehre „sine ira et studio“ wäre Nietzsche herzlich wenig gelegen gewesen, im Gegenteil, er würde das als Beeinträchtigung empfunden haben. Er will Liebe oder Haß, Beifall aller subjektiv Starken, knirschende Wut aller Herdennaturen. Wer Nietzsche eine andere Absicht zuschiebt, hat ihn einfach nicht verstanden. Das wird auch Vaihinger nicht tun. Damit fällt aber auch schon die seltsame These, als sei Nietzsche nur durch seine Kopfschmerzen verhindert worden, seine Lehre zusammenhängend darzustellen und ihr eine systematische Form zu geben. Nein, Flammennaturen, Prophetennaturen schreiben keine Systeme, sie wollen überhaupt nicht „lehren“, sie wollen wirken, schaffen, befehlen.

Wenn wir die führenden Persönlichkeiten im Geistesleben der Menschheit an unserem Auge vorüberziehen lassen, so können wir deutlich drei verschiedene Gruppen unterscheiden, die gewiß mannigfach ineinander übergehen, deren Kreise sich mannigfach berühren, die sich aber doch deutlich scheiden lassen: Männer der Wissenschaft, Propheten und Dichter. Bei den ersten ist der Verstand das Beherrschende, bei den zweiten der Wille, bei den dritten das Gefühl. Darnach wollen sie gewertet und gewürdigt werden. Ein Philosoph scheidet damit selbstverständlich noch nicht aus der Reihe der Philosophen aus, daß er den Willen als das Primäre erklärt. Schopenhauer bleibt Philosoph. Seine Willenslehre ist lediglich Produkt seiner Verstandesarbeit, nicht aus seiner Individualität herausgewachsen, ist Lehre und nicht Leben. In Schopenhauers System steht der Wille oben an, nicht in seiner Persönlichkeit. Bei Nietzsche ist das gerade umgekehrt. Bei Schopenhauer kann und darf man von der Persönlichkeit ganz absehen, bei Nietzsche wäre das schreiendes Unrecht. Er, Nietzsche . . . will, will die Menschheit in neue Bahnen zwingen, alte Werte zerbrechen,

---

gerichtet sind. Der wird dabei in Gestalt einer Strohpuppe hinausgetragen aus dem Dorfe und verbrannt oder in eine Grube gestürzt. Daher auch der Name „Tod-Sonntag“. In meiner Heimat kamen davon in den Liedern nur leise Andeutungen vor, wir waren positiv gerichtet, auf den Sommer und seine Gaben, deren Kommen mit der Frühjahrs-Tag- und Nachtgleiche gesichert ist, denn nun wird das Licht die überwiegende Macht. Das „Sommer-Bäumchen“ ist der Tannenbaum der geweihten Nächte ins Frühjahr übertragen. Des Lichterschmuckes bedarf er nicht mehr, sondern er wird mit Bildern geschmückt, die wohl auf die fröhlichen Sommerzeiten hinweisen, wie die nahrhafte Brezel, in ihrer wunderlichen Gestalt wohl geheimnisvolle Gottheits- oder Zauberzeichen darstellend, auf die Erntegaben hinweist. Das Osterei ist natürlich auch dabei.

Die heidnischen Erinnerungen sind aber in den christlichen Geist aufgenommen. Der Sonntag Lätare hat im christlichen Volksmunde auch den Namen Brot-Sonntag, wegen seines Evangeliums von der Speisung in der Wüste. So wurde er der Tag der Frühjahrsfeier, die voll froher Aussicht auf die Ernte ist. Auch bedeutet ja sein Name „Freude“. Die Gestalt des Winters oder Todes, die am Tod-Sonntage hinausgetan wird, verschmolz mit der Gestalt des Verräters Judas Ischarioth. Vor allen aber in den Liedern oder, wenn das ein zu stolzer Ausdruck ist, lieber „Reimen“, die beim Sommergehen gesungen werden — gesungen, ja das ist vielleicht auch zu kühn gesagt, geleiert wäre wohl richtiger — treten die christlichen Gedanken auf in einer sehr harmlosen Verschmelzung des Himmlischen mit dem Irdischen, die aber durchaus nicht sinnlos ist.

Natürlich sind diese Texte vielfach bis zur Unverständlichkeit verdorben, durch Mundart und ihren Mißverstand und durch Gedankenlosigkeit. Ich stelle einige Strophen im jetzigen landläufigen Brauch und im vermutlichen Urtext nebeneinander.

Sommer, Sommer, Maier!	Sommer! Sommer! Maien!
Ein Blümlein füllt den Reier!	Die Blümlein füllen den Rain!
Ein Blümlein und ein Zweigelein —	Die Blümlein füllen die Zweigelein!
Der liebe Gott wird bei euch sein —	Der liebe Gott wird bei euch sein,
Er wird auch bei euch wohnen;	Ihr werdet bei ihm wohnen
Dort oben in den Thronen,	Dort oben unter den Thronen!
Dort oben in der Herrlichkeit. [bereit,	Dort oben in der Herrlichkeit [bereit.
Da ist der Frau Wirtin ein Stuhl	Da ist der Frau Wirtin ein Stuhl
Dort oben wird sie sitzen,	2c. 2c.
Und warten auf Jesum Christum.	

An den allgemein-religiösen Grundgedanken, der in der alten Frühlingsfeier sich offenbart, schließt sich die besondere christliche Glaubensanschauung ungekünstelt an, sie geht aus ihr unmittelbar hervor. Die Gottheit kommt in und mit dem siegreichen Sommer, die Blümlein sind ihre freundlichen Boten, aber „der liebe Gott wird bei euch sein“, das geht über in die christlichen Gedanken der inneren Gottesnähe, aus der sich die Erhebung aus dem sinnlichen ins geistige, aus der Zeit in die Ewigkeit, aus dem irdischen Glück in die himmlische Herrlichkeit des Christus-Reiches gestaltet. Mit diesen erklärenden Ausdrücken ist aber die Schlichtheit und Anschaulichkeit der undogmatischen Volks-Religiosität schon überschritten, die in ihrer natürlichen Selbstgewißheit so wohltuend uns entgegentritt auch in diesen abgerissenen, aber unmittelbaren Aussprüchen, die Sinnen- und Geisteswelt, Erde und Himmel in wenig Worten umfassen und ihre religiöse Einheit einfältig bezeugen.

Auch wo das kirchliche Moment auftritt, bleibt es bei evangelischer Einfachheit, obschon doch die Zeilen aus katholischer Vorzeit stammen:

Die Frau Wirtin hat gar spitze Schuh,
Sie schreitet wohl auf die Kirche zu;
In der Kirche wird sie beten,
In den Himmel wird sie treten,
In den Himmel wird sie kommen,
Sei's Winter oder Sommer.

neue Werte schaffen. Ihn jammert die Menschheit in seinem tiefsten, heiligsten Innern. Aus dem Flachlande, aus der Versumpfung will er sie hinaufführen zu neuen Höhen. Man versteht ihn nicht, wenn man nicht hinter allen seinen Worten den Herzschlag des Propheten verspürt. Was liegt ihm an philosophischer Wahrheit? Er spottet über sie. Leben und Wirklichkeit will er, und das Leben ist ihm aufgegangen als persönlicher, individueller Wille zur Macht. Der Primat des Willens bei Schopenhauer und bei Nietzsche ist eben etwas fundamental Verschiedenes. Gewiß, Nietzsche ist ein Denker, ein großer Denker. Aber was sein Denken charakterisiert, ist der Willenssphäre entnommen, ist die Unerbittlichkeit, die Gewaltsamkeit, die Tapferkeit des Denkens. Sein schneidig scharfes Denken steht ganz im Dienste seines individuellen Wollens, d. h. er ist eben Prophet und nicht Philosoph.

Nun will ich es gewiß nicht wehren, Nietzsche „als Philosophen" zu betrachten, d. h. Nietzsche in seiner Beziehung zur Philosophie, als eine Erscheinung, die nach einer gewissen Seite vom philosophiegeschichtlichen Standpunkte zu verstehen und zu würdigen ist, die in die Philosophiegeschichte hineinragt und auch auf sie einwirkt. Aber „Nietzsche als Philosoph" ist doch eben nur in dem beschränkten Sinne möglich, in dem man auch Goethe, Schiller, Shakespeare u. s. w. „als Philosophen" behandeln kann.

Von der Erkenntnis Nietzsches als einer Prophetennatur fällt noch auf eine andere eigentümliche Beobachtung neues Licht. Vaihinger sucht Nietzsches Wesen aus sieben ihn charakterisierenden Grundtendenzen zu erklären: einer antimoralistischen, antisozialistischen, antidemokratischen, antifeministischen, antiintellektualistischen, antipessimistischen und einer antireligiösen bezw. antichristlichen. Das leuchtet auf den ersten Blick durchaus ein. In der Tat liegen diese sieben Grundtendenzen vor. Aber in der philosophischen Reinheit, in der ausschließlichen Bestimmtheit, wie Vaihinger es darstellt? dann frage ich: wie kommt es, daß alle die von Nietzsche angeblich in den Grund Gebohrten — und gerade die weitblickenderen und feinfühligeren unter ihnen, die sich nicht durch Schlagworte blenden lassen, sondern tiefer auf den Grund sehen — sich als dankbare Zuhörer unter Nietzsches Kanzel zusammenfinden? Demokraten und Sozialisten, Frauenrechtlerinnen, reine Verstandesmenschen und überzeugte Christen — was führt sie alle zu Nietzsche? Wollen sie nur die Peitsche küssen, die sie blutig schlägt? Das wäre eine unmögliche Annahme. Es ist auch nicht nur die berauschende Musik seines Stiles, die sie lockt. Es ist die charaktervolle Tapferkeit seines Denkens, der prophetische Zug, der die, die ihn nicht nur im Geschrei des Marktes hören, sondern für das Persönlich-intime seiner Schriften ein Sensorium haben, die in stillen Stunden schweigend auf ihn lauschen — das allein führt zur Würdigung und zum Verständnis N's., nicht ein Hin- und Herzerren seiner Gedankensplitter — über die Extravaganzen, Absurditäten und Wahrheitsverzerrungen hinweghebt, weil sie mitten in der Negation die neue Position entstehen sehen. Vaihinger hat Nietzsche viel zu sehr von seiner negativen Seite aus, viel zu einseitig als „Anti"menschen betrachtet. Dabei kommt die neue Position und damit die prophetische Mission Nietzsches zu kurz.

Ich will das wenigstens an einigen Punkten näher zu zeigen suchen. Daß Nietzsche bei all seinem, von ihm selbst scharf empfundenen Gegensatze gegen das geschichtlich gewordene Christentum, bei seiner meines Erachtens nicht wegzuleugnenden Unkenntnis vom wahren Wesen des Christentums doch in seinen wichtigsten Grundgedanken auf einige genuin-christliche Gedanken hinauskommt oder diesen wenigstens näher kommt, wie man gemeinhin anzunehmen geneigt ist, habe ich an anderer Stelle eingehender zu zeigen gesucht.*) Zum Beweise, daß ich mit dieser Anschauung in protestantischen Theologenkreisen durchaus nicht allein stehe, berufe ich mich u. a. auf Arthur Bonus (besonders „Religion als Schöpfung") und das kleine lehrreiche Heft von Hans Weichelt: Der moderne Mensch und das Christentum II. Nietzsches Mission (Tübingen, Mohr). Zum wenigsten wird darüber unter uns Übereinstimmung herrschen, daß Nietzsche imstande ist, eine Fülle positiv-fruchtbarer Anregungen zur Herausarbeitung des reinen Christentums Christi sowohl in religiöser wie vor allem in ethischer Be-

*) „Nietzsche als Prophet." Beilage zur „Allg. Ztg." 1902, Nr. 171. Als Sonderdruck zu haben in der Rackhorstschen Buchhandlung in Osnabrück. 50 Pfg.

Die „spitzen" Schuhe sind Andeutung der Feiertagskleidung, da die Bäuerin sonst barfuß oder in gröberem Schuhwerk geht, die innere Überwindung des Heidnisch-religiösen liegt aber in den Schlußzeilen, daß nicht Winter oder Sommer über die Gottesgemeinschaft entscheiden.

Der Sommer wird von den herumziehenden Kindern ins Haus gebracht. Grüße und Wünsche gelten der Familie als der natürlich-sittlichen Grundlage des Menschenlebens auf Erden. Bisher hörten wir nur die „Frau Wirtin" nennen, im folgenden haben wir die ganze Familie:

Rote Rosen, rote Rosen
Blühn auf einem Stengel;
Der Herr ist schön, der Herr ist schön,
Die Frau ist wie ein Engel!

Altdeutsche Frauen-Ehrung — die Kinder, die Rosen auf einem Stengel — der Hausherr muß sich mit gewöhnlicher Schönheit begnügen.

Und noch mehr wird er ganz ins Reale gestellt, wenn es heißt:

Der Herr der hat 'ne hohe Mütze,
Er hat sie voll Dukaten sitzen,
Er wird sich wohl bedenken,
Er wird mir wohl einen schenken!

Vielleicht soll die hohe Mütze ein Zeichen des Ansehens sein, dessen reeller Hintergrund aber die Dukaten sind; manchmal soll ja auch der Verstand in den Dukaten sitzen. Und überhaupt, daß es sich bei all diesen Sommerwünschen doch sehr realistisch um den Ertrag des Sommers fürs tägliche Brot handelt, ergibt sich aus dem bei allen Liedern wiederkehrenden ebenso unschönen, wie praktisch gerichteten Refrain: Ein Schock! zwei Schock! Hundert Taler Vorrat! — das soll die Ernte bringen.

Ich kann mich durch solche Derbheit in der Freude an den „Sommerliedern" nicht stören lassen. Übergeistige Verneinung der Natur und Unterschätzung des täglichen Brotes ist nicht volksmäßig und ist auch nicht christlich. Jener reiche Mann, der die sichere Sattheit im Überfluß für sein Leben hielt, war allerdings ein Narr, wie der Heiland sagt, aber die gequälte Sorgengestalt, die über die Frage, was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden — nicht hinauskommen kann und sie nicht beiseite lassen darf, ist doch auch wahrlich nicht ein besonderes Zeichen für ein „göttlich" Leben der Kinder Gottes „hie zeitlich", wie es der Katechismus mit Recht sehr energisch fordert als Grundlegung für das „dort ewiglich". Die erste praktische Tätigkeit der im christlichen Geiste sich neu gestaltenden menschlichen Gemeinschaft war Fürsorge für die Dürftigen.

Doch, wo komme ich hin aus meiner Sommer-Sonntags-Idylle! Eigentlich aber muß ich zum Schlusse klagen: wo ist sie hingekommen? oder wenigstens: wie wird sie den mancherlei Bedrohungen entgehen, die sich gegen sie erhoben haben? Da kam der Herr Landrat und verbot das „über Grenze gehen" der Kinder, — weil's Bettelei sei oder werde oder sonstige Unzuträglichkeiten mit sich bringe. Aber unsere Sommerkinder waren keine Bettelkinder; und was sollte denn Böses geschehen? Dann kam die Modernisierung. Es sollten neue „vernünftige" Lieder gesungen werden. Aber das waren eben keine „Sommerlieder". Dagegen wäre ja nichts zu sagen, wenn man die verderbten Texte wieder sinnvoller gestaltete und den Melodien die Leierhaftigkeit nähme. Das könnte wohl die Schule tun. Aber „Der Mai ist gekommen" oder „Deutschland, Deutschland über alles" oder „Harre, meine Seele" oder „Jesu, geh' voran" — das sind zwar sehr schöne Lieder, aber — alles zu seiner Zeit und an seinem Orte — „zum Sommer" sollte man sie nicht singen!

M. F.

ziehung zu geben. Es ist eine Beobachtung, die man bei fast allen echten Propheten machen kann, daß sie in offenem Aufruhr gegen eine alte Welt- und Lebensanschauung wenige gesunde Kerngedanken der alten in neuer meist einseitiger Formulierung und Betonung herauskehren. War's bei Christus anders? Bei all seinem Gegensatz gegen das alttestamentliche Judentum waren es doch nicht eigentlich neue Ideen, die er dem Judentum gegenüber verfocht, sondern Gedanken, die im alten Testamente schon zum Teil in herrlicher Ausprägung vorlagen, aber im geschichtlichen Judentum verkümmert bezw. überhaupt noch nicht in solcher radikalen Ausschließlichkeit betont worden waren. Von hier aus stellt sich die „antichristliche“ Tendenz bei Nietzsche in ganz neuer Beleuchtung dar.

Auch die „antimoralistische Tendenz“ erledigt sich von hier aus. Alle großen Propheten waren Antimoralisten. Es hat wohl kaum je einen schärferen Antimoralisten gegeben wie Jesus von Nazareth. Mir scheint, daß nur Luther und Nietzsche ihm hierin gleichkommen. Aber aus der Negation des Moralismus wuchs die neue positive Moral hervor, die bei Jesus, Luther und Nietzsche, wie von mir an erwähntem Orte gezeigt, in frappierender Weise auf denselben Grundgedanken hinauskommt. Wenn man freilich, wie Vaihinger das thut, Schopenhauer als den philosophus christianissimus hinstellt, wenn man in Franz von Assisi das christliche Lebensideal verwirklicht sieht, wenn man das Schopenhauersche auf den Boden des Pessimismus gewachsene Mitleid mit der dem weltfreudigsten Optimismus entstammenden christlichen Liebe gleichsetzt, so hört für mich auf diesem Punkte jede Diskussion auf.

Wie mit der antichristlichen steht es auch mit der antidemokratischen und antisozialistischen Tendenz. Äußerlich gesehen liegen diese zweifelsohne vor. Ebenso unzweifelhaft ist, daß Nietzsche Demokratie und Sozialismus, so wie er sie ansah, als Feinde betrachten mußte, und darum ist es erklärlich, daß die große Masse der Demokraten und Sozialisten sich in die entschiedenste Opposition zu Nietzsche gedrängt sah. Aber es bleibt doch die Frage, ob die erwähnten Tendenzen auch objektiv gesehen vorliegen. Darüber erscheint mir jedenfalls keine weitere Erörterung nötig, daß Nietzsche weder die moderne Demokratie noch den Sozialismus verstanden hat. Nietzsche ist Zeit seines Lebens in den praktischen Fragen des realen Lebens äußerlich und innerlich ein Fremdling geblieben. Er „witterte“ hier Gefahren und daß er mit seinem prophetischen Instinkte ein Recht dazu hatte, wird auch der Sozialist dankbar anerkennen, der für das Persönlich-intime, das Prophetische bei Nietzsche ein Verständnis gewonnen hat. Ein charakteristischer Beleg dafür ist ein wenig beachteter, aber sehr lehrreicher Aufsatz von Dr. Ernst Gystrow in den „Sozialistischen Monatsheften“ (1900 Heft X). G. ist ein entschiedener Sozialist im Sinne des Revisionismus. Von diesem Standpunkte aus hat er durchaus recht, wenn er sagt: „Nietzsche war unser . . . Er glaubte an die großen Menschen der Vergangenheit und — das ist das Wunderbare und Göttliche an diesem Genius — an die große Menschheit der Zukunft. Er glaubte an ein Kinderland, an ein Aufwärts, an ein Voraus. Den Sozialismus haßte er als eines von den Zeichen der Verhäßlichung Europas. Er verstand ihn nicht. Mit Recht: vom Propheten verlange keiner, daß er historisch denke. Wo die Diktatur der Masse gepredigt wird, konnte er nicht die Differenzierung der Persönlichkeit wittern. Trotz alledem: . . . er war unser Prophet, ohne daß er darum wußte, und ohne daß wir darum wußten. Er hat geweissagt, was wir uns erarbeiten mußten: daß der Wert der Menschheit im Menschen liegt, und daß jedes echte Aufwärts einen aristokratischen Sinn hat.“

In der Tat zeigt die moderne demokratisch-sozialistische Bewegung mehr und mehr, daß in ihr das aristokratische Problem neu ersteht, in neuer Form und neuer Fassung. Was ist denn Demokratie? „Echte Demokratie ist Erziehung der Masse zu Persönlichkeiten.“ Wie nun? Dies Problem hat Nietzsche sich nie gestellt. Er kannte es gar nicht. Aber er hat die moderne Demokratie dies Problem scharf fühlen lassen; das ist sein bleibendes Verdienst. Der Prophet wächst da über seinen eigenen beschränkten Standpunkt hinaus. Objektiv gesehen fällt seine antidemokratische Tendenz in nichts zusammen, subjektiv empfunden ist und bleibt sie wertvoll.

Nicht anders steht es mit der antisozialistischen Tendenz. Was ist denn Sozialismus? „Einst war der Sozialismus ein Dogma — wie jede neue große Bewegung. Das Dogma fällt in Stücke und immer reicher flutet das individuelle Fühlen und Leben . . . ‚die Macht verdummt‘. Aber der Kampf um die Macht ist das Lebenselement aller großen Bewegungen; und es ist genug, wenn in ihm und aus ihm Individualitäten geboren werden — von Stufe zu Stufe mehr und reichere“. Die „Aufhebung der individuellen Bewegungsfähigkeit“ wäre das, was gerade den Sozialismus töten und untergraben würde. Denn „das sozialistische Ideal ist die wirtschaftliche Demokratisierung.“ Das heißt aber nichts anderes als wachsende Differenzierung und — Aristokratisierung der Masse: „wirtschaftliche Demokratisierung ist geistige Aristokratisierung der Masse . . . Nichts meißelt die Persönlichkeit so scharf aus der Masse heraus, als die Übernahme wirtschaftlicher Verantwortung.“ Was wird da aus Nietzsches antisozialistischer Tendenz? Hätte Nietzsche sich mit den Problemen, die doch wahrhaftig im modernen Sozialismus in reichster Fülle vorliegen, überhaupt nur einmal ernsthaft, wissenschaftlich ernsthaft, auseinandergesetzt, so würde diese Tendenz möglicherweise ganz ausgeschaltet oder doch stark modifiziert worden sein. Von einer wissenschaftlichen Begründung kann hier bei Nietzsche überall keine Rede sein. Er witterte — das ist der zutreffende Ausdruck — im Sozialismus Unheil für die Bewegungsfreiheit des kämpfenden Individuums. Darin hatte er nicht völlig unrecht. Aber damit traf er den Sozialismus keineswegs.

Alles in allem: Faßt man die sieben von Vaihinger bei Nietzsche aufgezeigten Grundtendenzen als subjektiv empfundene auf, so können wir sie als wertvolle Richtlinien für das Verständnis Nietzsches gelten lassen. Wir müssen sie aber ablehnen, sobald sie als objektiv vorliegend oder gar als aus wissenschaftlich-philosophischer Erwägung — Philosophie selbstverständlich als Wissenschaft aufgefaßt — hervorgegangen dargestellt werden. Dabei ist nicht scharf genug zu betonen, daß alle diese Grundtendenzen schließlich auf die eine hinauslaufen, die im Mittelpunkt der Nietzscheschen Prophetie steht: „Das ist die höchste Moral: aus sich eine Person machen.“

Osnabrück. Pfannkuche.

Ein alter Kämpe der Orthodoxie.

(Matthias Flacius Illyricus.)*)

I.

Es ist keiner der Höhepunkte des geistigen Lebens, auf den ich im folgenden die Blicke des Lesers lenken möchte, sondern im Gegenteil der unerfreulichste Abschnitt in der Geschichte des Protestantismus, mit dem der Name Matthias Flacius verknüpft ist. In eine Zeit der Kämpfe sehen wir hinein, aber es fehlt den Streitigkeiten jener Tage durchaus die erhebende, befreiende und versöhnende Seite. Nicht eine gewaltige Geisterschlacht, wie ein Menschenalter früher, spielt sich vor uns ab. Wenn Luther der kirchlichen Autorität gegenüber für das Recht persönlicher Überzeugung in die Schranken tritt, so lauschen wir dem Frühlingsbrausen einer neuen Zeit: das Theologengezänk der Folgejahre ist uns widerwärtig; denn der Geist des Christentums wird erstickt, wo erhitzte Parteileidenschaft und blinde Verketzerungssucht das Wort führen, und ein Protestantismus, dem die korrekte dogmatische Formel für das Höchste gilt, „spottet seiner selber und weiß nicht wie!“ Dazu kommt,

*) Was ich dem Leser hier biete, wurde in der Rose zu Jena einem gemischten Publikum vorgetragen und erhebt deshalb nicht den Anspruch, die Wissenschaft selbständig zu fördern. Nur die gedruckten Quellen, die mir auf der Jenaer Universitätsbibliothek zu Gebote standen, wurden herangezogen. Das reiche handschriftliche Material, das Preger (M. F. J. und seine Zeit, 2 Bde., Erlangen, 1859—61) verwenden konnte, war mir nicht zugänglich.

daß die Fragen, die im zweiten und letzten Drittel des 16. Jahrhunderts die Herzen und mehr noch die Köpfe und Federn von hunderten gelehrter und in ihrer Art frommer Professoren und Pastoren bewegten, uns Heutigen nicht nur fremdartig und gleichgültig erscheinen, sondern in der Tat, wie ohne weiteres zugegeben werden muß, vom Standpunkt der gegenwärtigen Weltanschauung aus betrachtet größtenteils gegenstandslos geworden sind. Dennoch sind, wie ich glaube, Charakter und Schicksal eines der berüchtigsten Streittheologen jener Zeit im stande, rein menschliche Teilnahme zu erwecken.

Matthias Flacius ist Slave von Geburt, von Anfang an ein Fremdling in dem Lande, dessen Sprache er niemals vollkommen beherrschen lernte, und wo er seine dauernde Heimstatt zeitlebens vergeblich suchte. In Albona, einer an der Ostküste der Halbinsel Istrien gelegenen kleinen Stadt, die aber im Mittelalter unter venetianischer Oberherrschaft zu bedeutendem Wohlstand gelangt war, hat er am 3. März 1520 das Licht der Welt erblickt. Sein Vater Andreas, ein angesehener Bürger zu Albona, nannte sich Flacich, welchen Namen der Sohn, nach der Sitte der Zeit, latinisierte; seine Mutter Jakobäa stammte aus einem adeligen Hause. Dies die dürftigen Nachrichten, die wir über seine Herkunft besitzen; wir verdanken auch sie nur dem besonderen Umstande, daß sich Flacius, um gewisse verleumderische Ausstreuungen niederzuschlagen — es war in der Zeit seiner Jenaer Kämpfe — vom Podesta seiner Vaterstadt eine Geburtsurkunde ausstellen ließ und sie durch den Druck veröffentlichte.

Der begabte Knabe, der für die humanistischen Studien bestimmt war, erhielt zuerst von seinem Vater, dann, wohl nach dessen frühem Tode, durch den gelehrten Mailänder Ascerius einen sorgfältigen vorbereitenden Unterricht. Nach wenigen Jahren war er so weit gefördert, daß er nach Venedig geschickt werden konnte, wo damals der berühmte Humanist Baptista Egnatius lehrte. Mit Eifer gab sich der junge Flacius seinen Studien hin und legte hier den Grund zu der tüchtigen klassischen Bildung, von der er später manchen Beweis geliefert hat. Doch beseelte den Jüngling auch von früh an eine aufrichtige Frömmigkeit, und es war sein Herzenswunsch, ein Diener der Kirche zu werden, vor allem aber, tiefer einzudringen in das Verständnis der heiligen Schrift. „Da ich nun bei mir betrachtete, wie ich solches möchte zuwege bringen," so erzählt er selbst in seinem Rechtfertigungsschreiben an die Wittenberger Universität vom Jahre 1549, „deuchte mich kein näherer Weg dazu, denn daß ich ein Münch würde; denn bei uns wird Gottes Wort nirgends denn in Klöstern gepredigt, und niemand predigt, denn Münche." So wandte er sich an einen Verwandten seiner Mutter, den Minoritenprovinzial Baldus Lupetinus, mit der Bitte, ihn in eines der jenem unterstellten Franziskanerklöster zu Padua oder Bologna aufzunehmen. Lupetinus sagte dies dem jungen Studenten zunächst auch zu. Als er aber nach einigen Wochen näheren Verkehrs in die Sinnesart des Flacius und seiner Sehnsucht nach tieferer, religiöser Erkenntnis einen Einblick gewonnen hatte, gab er ihm den Rat, anstatt ins Kloster lieber nach Deutschland zu gehen, wo durch Martin Luther die reine Lehre des Evangeliums wieder aufgerichtet worden sei. Er zeigte ihm auch Schriften des Reformators, die in dem lern- und heilsbegierigen jungen Mann sofort den Entschluß reifen ließen, die neu hervorbrechende religiöse Wahrheit an ihrer Quelle aufzusuchen. Mit Recht macht Preger, Flacius' Biograph, darauf aufmerksam, daß, wie seinem ganzen Zeitalter, so auch ihm insbesondere das Studium der klassischen Literatur die Unbefangenheit des Blickes gegeben hat, die ihm den schwierigen Übergang von der gewohnten und durch die Gewohnheit geheiligten Weise des Glaubens und Lebens zu den freieren Anschauungen der Reformation ermöglichte. Seine übrigen Verwandten mißbilligten seinen Vorsatz aufs entschiedenste; der Mann aber, der ihn auf diesen Weg gewiesen, mußte nachmals seine ketzerischen Neigungen furchtbar büßen. Zwanzig Jahre lang hat der unglückliche Anhänger Luthers in den berüchtigten Kerkern Venedigs geschmachtet, nur von deutschen Kaufleuten heimlich mit Nahrungsmitteln versehen. Als er dennoch nicht von seiner Überzeugung ablassen wollte, wurde er im Meere ertränkt. —

Doch kehren wir zu Flacius zurück. Mit schmalem Beutel, denn sein väterliches Erbteil hatte er damals noch nicht zu Gelde gemacht, aber die Brust von frohen Hoffnungen geschwellt, zog der damals Neunzehnjährige über die Alpen. Sein Weg führte ihn über Augsburg, die Stadt der Konfession. Dort sprach er bei dem Superintendenten M. Bonifacius Wolfhardt vor, einem Anhänger Zwinglis, der ihn weiter nach Basel empfahl. Dieser Ort schien für den jungen Wahrheitssucher vorzüglich geeignet; hier waren die Kräfte der Reformation und der Geist des Humanismus in gleicher Weise lebendig und durchdrangen einander aufs innigste. Hier hatte Thomas Wyttenbach gelehrt, dem Zwingli die wertvollsten Anregungen verdankte, hier hatte in den Jahren 1516—36 der große Erasmus gelebt und die erste gedruckte Ausgabe des Neuen Testamentes veranstaltet; hier wirkten noch Oswald Myconius, ein Schüler des Erasmus und Zwinglis begeisterter Anhänger, obgleich er Luther in der Abendmahlslehre möglichst entgegenzukommen suchte, sowie Simon Grynäus, des Erasmus Nachfolger, sein und Melanchthons Freund, dessen Vorlesungen über den Römerbrief nicht minder bewundert wurden, wie die Magister Philipps zu Wittenberg. Dieser treffliche Gelehrte nahm sich des fremden und mittellosen Studenten in freundlichster Weise an: „Gott sorgte für mein Unterkommen," berichtet Flacius in seiner eigenhändigen, kurzen Lebensbeschreibung, „denn Grynäus hätte mich kaum liebevoller bei sich aufnehmen können, wenn er mein leiblicher Vater gewesen wäre."

Doch hatte er in Basel und noch lange Zeit, nachdem er diese Stadt wieder verlassen, schwere innere Anfechtungen zu bestehen. Obwohl er nichts Böses begangen hatte, verfiel er in einen solchen Zustand der Verzweiflung, daß er sich von Gott gänzlich verlassen glaubte und sich mit Selbstmordgedanken trug. Er hat damals ganz Ähnliches durchgemacht, wie Luther in seiner Klosterzelle, und wenn man begreifen will, warum er später gegen jede Abweichung vom reinen Luthertum mit solchem Feuereifer zu Felde zog, so muß man jene schmerzlichen Erfahrungen, wie auch die Tatsache, daß er in Luthers Rechtfertigungslehre endlich den Trost in seiner Gewissensangst gefunden hat, immer im Auge behalten. Drei Jahre lang erlitt er, nach seinem eigenen Geständnis, wahre Höllenqualen und sein Elend wurde immer größer. Erst „am Ende des dritten Jahres," so erzählt er die Geschichte seiner Erlösung, „als ich zu Wittenberg bei Dr. Friedrich Backofen, zur selben Zeit Kaplan daselbst, wohnte, und das Unglück so gewachsen war, daß ich meinte, ich müßte in kurzen Tagen sterben, er auch sahe, daß ich für Trübnis nicht studieren konnte, zwang er mich letztlich, daß ich ihm meine anliegende Not mußt' offenbaren. Da er aber die Sach' vernommen hatte, tröstete er mich mit viel Fleiß und betete mit mir, brachte auch zuwege, daß Dr. Pommer mich zu dem Herrn Dr. Martin Luther führte. Als mich nun derselbe durch sein eigen und anderer Leut Exempel, auch mit dem Wort Gottes getröstet, und die Kirch' das gemein Gebet für mich getan hatte, hub's von Tag zu Tag an besser zu werden, daß ich also in einem Jahr ziemlich zu Rechte kam. Daß nun solches Unglück so lange gewährt hat, achte ich, sei meines Schweigens Schuld gewesen. Denn ich eröffnete in den ganzen drei Jahren die Sach' keinem Menschen, sintemal ich nicht meinte, daß ich versucht würde, sondern daß ich ganz und gar verworfen wäre. Dies alles erzähle ich darum, daß ihr nicht gedenkt, ich hab' die Lehr' des Evangelii allein aus dem Lesen und müssigen Gedanken, sondern auch durch meine eigene Erfahrung erkannt."

Wir haben damit unserer Geschichte vorgegriffen. Doch geht aus dem Gesagten bereits hervor, daß Flacius nicht allzulange in Basel geblieben ist. Sein Aufenthalt währte nur ein Jahr, denn es trieb ihn weiter dem Norden zu. Zunächst wandte er sich nach Tübingen, vermutlich, weil sein väterlicher Freund, Simon Grynäus, zu der schwäbischen Hochschule in nahen Beziehungen stand. Auch hier fand er sofort einen Gönner, und zwar diesmal in einem illyrischen Landsmann,

dem Professor der griechischen Sprache Matthias Garbitius, der ihn als Repetenten anstellte. Dadurch erhielt Flacius eine kleine Einnahme, und es war ihm Gelegenheit geboten, lehrend sich selbst in der griechischen Sprache zu vervollkommnen. Denn ihr wie dem Hebräischen war sein Hauptfleiß in diesen Jahren gewidmet, natürlich zum Zwecke des Bibelstudiums. „Ich habe," so urteilt er über seine Arbeit und theologische Weiterentwickelung, „nach meinem geringen Verstand die heilige Schrift samt allen Künsten zum Verständnis derselbigen nützlich studiert und die Lehre dieser Kirchen für das wahrhaftige Wort Gottes erkannt, dieselbige auch von ganzem Herzen geliebt, dagegen aber bei mir beschlossen, daß der Papst der rechte Antichrist sei und hab' ihn samt seinen Irrtümern und Mißbräuchen von Herzen verflucht und verdammt."

Aus seinem Tübinger Jahr — denn auch hier blieb er nicht länger — erwähnt Flacius weiter besonders das Freundschaftsverhältnis, in das er zu dem berühmten Mediziner Leonhard Fuchs trat. Fuchs war um seines evangelischen Bekenntnisses willen von Ingolstadt vertrieben und von Herzog Ulrich an seine im Jahre 1524 reformierte Universität berufen worden. Er teilte mit Flacius die gleiche Liebe für die Reinheit der evangelischen Verkündigung im Sinne Luthers und den gleichen Haß gegen Irrlehren. Flacius ist dem um fast zwanzig Jahre älteren Manne bis zu dessen Tode herzlich zugetan gewesen. Den bekannten Humanisten Joachim Camerarius, Melanchthons Freund und Biographen, lernte er gleichfalls in Tübingen kennen. Der letztgenannte aber ist über des Flacius späteres Verhalten tief entrüstet gewesen und hat sich ganz von ihm losgesagt.

Jena. F. Lipsius.

Babel und Bibel.

Das „Protestantenblatt" wird wie wir hören demnächst eine Reihe von Artikeln über Babel und Bibel beginnen. Darum müssen wir uns heute kurz fassen in der Anzeige von Fr. Delitzsch' zweitem Vortrage über Babel und Bibel. 26.—30. Tausend. Mit 20 Abbildungen und einem Vorwort „zur Klärung". Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 2 ℳ. — Zunächst geben wir unserer Freude Ausdruck über den großen Erfolg des Buches, der den erfreulichen Beweis liefert, daß religiöse Fragen unser Volk noch beschäftigen. Wir freuen uns auch darum, weil aus den Kritiken mancher Fachgelehrten gegen Delitzsch uns leider schon die Kleinlichkeit, ja der Neid zu sprechen scheinen. Und die orthodoxen Theologen wären dann das böse Buch billig los geworden. Der Kaiser soll es freilich nun wieder das „schöne Buch" genannt haben. — Im Vorwort „zur Klärung" bringt D. die Übersetzung eines Schlachtliedes aus Jes. 63, 1—6, um zu beweisen, daß man auch im Prophetismus Israels noch Stücke findet, die nicht als „Offenbarung" gelten können, vor der wir „mit Dank bewundernd" stillzustehen brauchen. Weder im Lichte der Wissenschaft, noch in dem der Religion oder Ethik hält jener „Offenbarungs"charakter des Alten Testaments stand. Damit weist Delitzsch die Anschauung des Kaisers über „die mehr religiöse" Offenbarung zurück, die von Abraham an eingeleitet worden sei und durch das Alte Testament hindurch gehen soll.

Nun fallen jüdische Rabbiner ꝛc. wieder über Delitzsch her: Das sei Tendenzschriftstellerei, so ein Stück aus dem Alten Testament herauszubrechen zum Beweis für seine Theorie; auch im Neuen Testament seien solche Stellen, wie in der Offenbarung des St. Johannis, welche ein Rachefühl gegen alles Nichtchristliche atmeten. Nun, man sollte doch einmal abwarten, ob das Delitzsch nicht in seinem dritten Vortrage auch andeuten und zeigen wird, woher diese böse Erbschaft gekommen ist.

Und nun prüfe man Delitzsch' Schrift: Jeder unbefangene Laie wird erstaunt sein über die vielen Parallelen, die hier Delitzsch als zwischen Babel und Bibel bestehend nachweist, ja nachweist, indem er seine Beweisstücke herbeischafft. Wer das nicht anerkennt, der will eben nicht sehen! Was kann man denn gegen die Kritik der Gesetzgebung, S. 18 f. vorbringen? Was ist das für eine „gläubige" Theologie, die zusammenschrickt und ihren ganzen Bau gefährdet sieht, wenn Delitzsch nachweisen könnte, daß um 2500 schon in Babylon El und Jahu für Gott vorkommt, S. 27? Ist das denn nicht der ängstlichste Kleinglaube? Gewißsollen alle Aufstellungen Delitzsch' von den Fachgelehrten nachgeprüft werden; bei Ausgrabungen will man, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, manchmal gefunden haben, was man zu finden hoffte, und hört den hinter sich Stehenden, Bedenklichen nicht gerne an. Aber Delitzsch hat ohne Zweifel die von früher bekannte Abhängigkeit von Babel und Bibel wieder nachgewiesen durch viele neue, unwidersprechliche Beweisstücke. Ist das wirklich ein Tendenzschriftsteller, der S. 37 vom Alten Testament schreibt: „Die erhabenen Stellen in den Propheten und Psalmen, erfüllt vom lebendigen Gottvertrauen und von Sehnsucht nach dem Frieden in Gott, werden auch trotz partikularistischer Umgrenzung ihres Wortlautes und Wortsinnes, welcher ohnehin in unseren Bibelübersetzungen großenteils verwischt ist, allzeit ein lebendiges Echo in unserem Herzen finden."

In den Anmerkungen und im Schlußwort beschäftigt sich Delitzsch noch mit seinen Kritikern, namentlich mit einem Schimpfer der Evangelischen Kirchenzeitung. „Wer schimpft, hat unrecht", das wird wohl auch hier gelten.

„Es ist eine Lust zu leben", so könnte man wohl auszurufen versucht werden, wenn man den Wiederhall der Schriften Harnacks oder Delitzsch' in unserem Volke bedenkt. Die geschichtliche Theologie, der theologische Liberalismus ist im Vordringen begriffen. Die orthodoxe Theologie wird eben überall wissenschaftlich überwunden. Möge Gottes Geist ein Neues schaffen in dieser Welt und das Evangelium Jesu uns befreien helfen von den Schlacken der Zeitvorstellungen von vor 2000 Jahren. O. Veeck.

Kirchliche Nachrichten.

Allgemeines.

Universität. Zum Historiker-Kongreß in Rom sind die Professoren Harnack und Kehr, der zeitige Rektor der Universität Berlin, Prof. Dr. Giercke, Prof. Dr. Frhr. v. Wilamowitz-Möllendorff und Prof. Dr. Bücheler-Bonn vom Kultusministerium nach Rom delegiert worden.

Unglaubliches hat der Prozeß gegen das Medium Rothe zu Tage gefördert, Dummheit, Unbildung, Unwissenheit, Aberglaube, Betrug nicht nur in den sogenannten niederen Kreisen, sondern weit hinauf bis in die höchsten Beamten- und Adelskreise in Ansehen und Macht, das ist das traurige „Bild aus dem Leben", das sich vor uns entrollte. Amüsant könnte folgende Scene sein, wenn die von ihr bezeugte Unbildung nicht so traurig wäre im 20. Jahrhundert. Präs.: Haben Sie solche Gestalten auch bei den Sitzungen der Frau Rothe bemerkt. Zeuge: Jawohl. Als aus Frau Rothe der Geist Zwinglis sprach, habe ich hinter ihr deutlich eine Gestalt stehen sehen. Präs.: Wie sah denn die Gestalt aus? Zeuge: Es war ein korpulenter Herr mit starkem Haar, der, während Frau Rothe im Trance redete, hinter ihr stand und gestikulierte. Staatsanw. Friedheim: Was hatte denn die Gestalt für eine Kleidung an? Zeuge: Der Mann trug einen hellen Anzug, einen Sommeranzug mit Jacket. Präs.: Wissen Sie denn, wer Zwingli war? Zeuge: Ich weiß nur, daß er Reformator war. Präs.: Wissen Sie, wann und wo er gelebt hat? Zeuge: Nein. Ich habe sein Gesicht deutlich erkannt. — Und welche Verachtung des Menschengeistes, welcher Spott mit den Ewigkeitsgedanken liegt darin, daß Menschenseelen in der Vollendung auf den Wink einer Rothe und Genossinnen parieren, wie Hunde und wie diese apportieren, was jene wünschen. Die „Vossische Zeitung" Nr. 147, die diese Vorgänge in Parallele stellt mit den Geisterschereien und Spukgeschichten früherer Zeit, besonders am Ende des 18. Jahrhunderts, wird recht haben: „Wer alles hat Verirrungen weiter Kreise, geistige Epidemien nicht bekämpft mit den Waffen der Vernunft wie denen des Spottes! Und doch wird heute in ganz Berlin ganz wie 1785 wieder allenthalben von Geistersehern und von Jesuitismus gesprochen, und wie auf den Resauer Schulknaben Frau Rothe folgte, so werden, darüber kann kein Zweifel sein, „Schwester Anna" und Herr Jentsch ihre Nachfolger haben. Denn es bleiben immer Schwärmer und Schwindler, Wundergläubige und Wundersüchtige und — die Menge derer, die „nicht alle werden"." Diese Erkenntnis aber überhebt uns nicht der dringenden Pflicht, an der Aufklärung des Volkes zu arbeiten, dazu aber wird es allezeit gehören, daß die Ergebnisse der Wissenschaft nicht hinter verschlossenen Türen verhandelt aus Angst vor Mehrung des Unglaubens, — wehe dem „Glauben", der das Licht der Wissenschaft nicht vertragen kann, — sondern dem Volke bekannt gegeben werden zur Verminderung des Aberglaubens.

Protestantisches.

(Berlin.) Der Magistrat von Berlin als Patron der Rixdorfer Kirche hat folgende Herren zur Abhaltung von Probepredigten

um die wieder zu besetzende erste Pfarrstelle aufgefordert: P. Collin aus Tuchel, Gebhardt aus Hirschberg i. Schl., Jung aus Wriezen und Voigt aus Graupen. — Der Evangelische Kirchenbauverein für Berlin hat nach dem Kassenbericht Einnahmen für den allgemeinen Kirchenbaufonds in Höhe von 251 276 M., wozu noch ein Bestand von 17 624 M. kam, Ausgaben von 244 615 M. Für Berlin wurden u. a. ausgegeben: zur weiteren Ausschmückung der Gnadenkirche mit Mosaik: 17 258 M., für die Kapernaumkirche 41 010 M., für die Bethanienkirche 33 350 M. Für die Provinzen sind fast 149 000 M. aufgewendet. — Der Fonds für den weiteren Ausbau der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche (69 500 M.) ist aufgebraucht. Der Kaiser hat ein Geschenk von 150 000 M. zugesagt, das in 10 Raten zu 15 000 M. gezahlt wird. Die Ausgaben verzeichnen unter anderen Restzahlung auf Mosaiken über den Emporen 23 987 M. (in den Jahren 1900 und 1901 sind bereits Abschlagszahlungen von 155 000 M. geleistet worden), für Mosaiken unter den Emporen 25 000 M. (Abschlag). — Für die innere Ausschmückung der Kirche sind als Silberne Hochzeitsspende 188 876 M. eingegangen. Nach dem Jahresbericht, den Oberhofmeister Frhr. v. Mirbach erstattet, wird die Fertigstellung der ganzen Kirche bei allem Fleiße noch mehr als drei Jahre in Anspruch nehmen. Zur silbernen Hochzeit des Kaiserpaares (27. Februar 1906) hofft man aber in der Hauptsache fertig zu sein. Auf Anregung des Kaisers war es schon 1898 in Aussicht genommen, aus der Kirche eine eigene Stiftung zu machen. Weder die Gemeinde, noch die Stadtsynode dürften in die Lage gebracht werden, die wertvolle Kirche ausbauen und erhalten zu müssen. Eine Selbständigmachung konnte aber erst dann eintreten, wenn die Mittel für Ausbau und Erhaltung gesichert waren. Das ist jetzt der Fall. Für 1903 kündigte Freiherr von Mirbach folgende Ausgaben an: für die Kapernaumkirche 35 000 M., sonst für Berlin und Vororte 50 000 M., für die Provinzen 50 000 M., für Smyrna und Palästina 15 000 M., für die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche aus den Sammlungen der Silbernen Hochzeitsspende 300 000 M. Es folgten Beratungen über die „Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche, Stiftung des Evangelischen Kirchenbauvereins für Berlin". Das Kapital der Stiftung beläuft sich auf 440 000 M. Die Versammlung genehmigte den Entwurf der Stiftungsurkunde mit geringer Änderung. — Wir können keine Freude haben an diesem Bericht. Immer neue Summen werden für diese eine Kirche gesammelt und dem allgemeinen Dienst entzogen und Freude hätte gewiß auch der nicht, nach dem die Kirche heißt. —

Der „Vorwärts" und der „Reichsbote". Gegen die gekennzeichnete Dummheit der Behauptung, Jesus sei entweder Gottes Sohn gewesen oder ein Betrüger, wie sie der „Reichsbote" aus Anlaß des Briefes Harnacks kürzlich wieder vertreten hat, erhebt der „Vorwärts" (in Nr. 49) Protest: Der „Reichsbote" hatte geschrieben: „Wenn Harnack sagt, Christus habe selbst nicht von seiner Gottheit gesprochen, so hat er es doch zugelassen, wenn seine Jünger davon sprachen, und er selber hat es vor Gericht beschworen. . . . Wäre er nicht teilhaftig an dem Wesen Gottes, wäre er ein bloßer Mensch, so hätte er nimmer solches von sich aussagen dürfen; im Munde eines Menschen wären alle die zahlreichen Aussprüche von seiner göttlichen Natur und Macht Blasphemie und Christus wäre mit nichten der Idealmensch, sondern ein gotteslästerlicher Schwärmer und Betrüger." Darauf bemerkt der „Vorwärts": „Kein Atheist wird eine solche freche Beschimpfung des Märthyrers Christus jemals aussprechen, wie dieses orthodox wahnsinnige Blatt hier in hypothetischer Form. Wie Christus sich als Gottessohn symbolisch schwärmerisch bezeichnet haben mag, so nennen sich Fürsten symbolisch von Gottes Gnaden. Wenn man nun erklärt, es sei eine unhaltbare Vorstellung, daß ein Mensch deshalb von Gottes Gnaden sei, weil ihn der Zufall der Geburt auf einen Thron geworfen, beschuldigt man sie darum der Lüge und des Betrugs? Die freilich alle Vernunft tötende mythologische Auffassung, daß man das Nichtvorstellbare glauben müsse, weil es eben nicht vorstellbar ist, gilt doch auch für Christus selbst. Er durfte auch das Unvorstellbare glauben, daß er Gottes Sohn sei. Wenn die reife Vernunft derartige Mystik ablehnt, so bezweifelt man doch nicht die Überzeugungsreinheit dessen, der daran glaubte. Man schämt sich eigentlich, über diese überwundenen Dinge ernsthaft zu reden."

An unsere Leser und Mitarbeiter!

Mit dieser Nummer beginnt das „Protestantenblatt" ein neues Quartal. Wir bitten unsere Freunde und Mitarbeiter herzlich, für Weiterverbreitung unseres Blattes mitsorgen zu wollen. Probenummern stehen in beliebiger Anzahl zur Verfügung.

Redaktion und Verlag des Protestantenblattes.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein

Auf Gegenseitigkeit. **Stuttgart.** Mit Aktiengarantie.

Gesamtreserven über 30 Millionen Mark.

Gesamtversicherungsstand: 520 000 Versicherungen über 2 930 000 Personen. Monatlicher Zugang über 6000 Mitglieder.

Der Stuttg. Verein empf. Pers. beiderlei Geschlechts sowie ganzen Verbänden, den Beitritt zu seiner mehr als 43 000 Mitglieder zählenden

Sterbekasse.

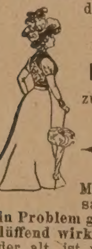
Versicherung in Höhe von 100—1000 Mark ohne ärztl. Untersuchung. **Konkurrenzlose Bestimmung: bei Tod durch Unfall wird die doppelte Versicherungssumme ausbezahlt.** Zum Abschluß von Versicherungen werden allerorts

Mitarbeiter aus allen Ständen

angenommen u. bei berufsmäßiger Thätigkeit dauernd gegen feste Bezüge angestellt.

Prospekte und Versicherungsbedingungen kosten- und portofrei.

In keinem Haushalte sollte fehlen das praktische



Viktoria-Lehrbuch der Damenschneiderei

zum Selbstunterricht mit Original-Zuschneide-Tableau.

Preis M. 1.80

9. Auflage.

Mit diesem Buche ist nach sachverständigem Urteile **ein Problem gelöst, das geradezu verblüffend wirkt;** jede Dame, ob jung oder alt, ist mittels desselben in der Lage, sich in kürzester Frist so in der Damenschneiderei auszubilden, dass sie fremder Hilfe vollkommen entraten kann.

Gegen Einsendung von 1.95 M. oder unter Nachnahme (20 Pf. teurer) direkt zu beziehen von der Firma

Friedr. Stahn's Verlag,

Berlin S. W. 48, Wilhelmstr. 137.

Dieselbe Firma liefert für je 1.60 M.: die 3 neuesten Rockschnitte, oder die 3 n. Blousenschnitte., oder 3 Jakettschn., oder 3. Boleroschn., oder 4 Ärmelschn., oder 3 Taillenschn. (dtsch., engl. u. französ.)

Alles mit neuesten Mode-Bildern.

Firma 1870 gegründet

Emmer-Pianinos

Flügel — Harmoniums.

Bei Barzahlung höchster Rabatt und Freisendungen bei Abzahlung entsprechend. Erstklassige Fabrikate.

Längste Garantie. Allerhöchste Auszeichnung. Fabrik: **Wilhelm Emmer,** Berlin 259, Seydelstraße. Preisliste, Musterbuch umsonst.

Im Verlage von **Emil Behrend** in Wiesbaden erschien:

Christentum und moderne Weltanschauung.

Ein Vortrag von **Wilh. Brückner,** Stadtpfarrer in Karlsruhe.

Preis 60 Pfennig.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage.

Bei unerwartetem Besuch zu ungelegener Zeit kommt selbst die tüchtigste Hausfrau, deren Speisekammer wohlgefüllt ist, manchmal in Verlegenheit. Eine Tasse Kaffee, ein saftiges Beefsteak oder sonst eine Kleinigkeit ist ja schnell bereitet; aber ein Teller kräftiger Fleischsuppe bedarf längerer Zeit zur Herstellung. Bisher wurde diesem Übelstand gewöhnlich durch Fleischextrakt abgeholfen, aber nicht jedermann hat diesen gern, denn nur zu oft haftet ihm ein fader Geruch und Geschmack an. Ein von wirklicher guter Fleischbrühe aber nicht zu unterscheidendes Getränk ist allein aus „Siris" herzustellen, dem neuesten derartigen Erzeugnis unserer Nahrungs- und Genußmittelindustrie. „Siris" hat einen vorzüglichen Geschmack, würzigen Geruch, wirkt äußerst anregend und appetitreizend und kann genau in der Art wie Fleischextrakt zum Würzen der Speisen und Saucen verwendet werden. Da „Siris" circa die Hälfte billiger ist als Fleischextrakt, so springt der Vorteil bei seinem Gebrauch in die Augen. Aber auch hervorragende Ärzte haben sich über das Nährpräparat anerkennend ausgesprochen und seine Einführung in Krankenhäuser und Sanatorien ist bereits seit Monaten erfolgt. „Siris" gehört in den eisernen Bestand jeder Speisekammer.

Wer das neue, wesentlich verbesserte Präparat — in allen Kolonialwaren- ꝛc. Handlungen erhältlich — noch nicht versucht hat, versäume nicht, sich von der vorzüglichen Qualität zu überzeugen. Wo nicht zu haben, verlange man unter Einsendung von 30 Pfg. in Briefmarken Probetöpfchen, ab Fabrik: „Siris-Gesellschaft" m. b. H. Frankfurt a. M.

Die mystische Seite des religiösen Lebens. Pastor Hartwich-Walle.

Preis 50 Pfg. In jeder Buchhandlung vorrätig.

Verlag von **Carl Schünemann, Bremen.**

Probe-Nummern des Protestantenblattes

werden auf Wunsch überallhin **gratis** und **franko** versandt. Bestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen u. Postanstalten entgegen. (Postzeitungspreisliste No. 6244 a.)

Preis vierteljährlich Mk. 1.50.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.

Druck von Carl Schünemann, Bremen.